

Mauern sind politisches Theater

Mit Festungsbauten wollen schwache Staaten ihren Wählern Stärke vorspielen – Wendy Brown zeigt die paradoxe Wirkung dieser Politik

PEERTEUWSEN

Jetzt bauen sie wieder. Nicht einmal eine Generation lang hat es gedauert, um Mauern, die man seit 1989 unter Freudenstränen niedergerissen hatte, wieder hochzuziehen. Über 65 Länder auf dieser Welt haben heute Grenzbefestigungsanlagen. Saudiarabien baut zum Beispiel eine 885 Kilometer lange Sperranlage zum Irak, die an altbekannte Todesstreifen erinnert, Botswana errichtet einen Elektrozaun an der Grenze zu Simbabwe, von der Hochsicherheits-Grenze zwischen den USA und Mexiko ganz zu schweigen, die Präsident Trump zu einem Monstrum von 1300 Kilometern Länge ausbauen lassen will. Kostenpunkt für 25 Betriebsjahre: rund 60 Milliarden Dollar.

Sie alle sollen den Eigenen Schutz bieten – gegen Flüchtlinge, gegen Kriminalität, gegen Drogen. Aber schon Niccolò Machiavelli wusste: «Festungen schaden im Allgemeinen mehr als sie nützen.» Man kann sagen, das Buch von Wendy Brown, Professorin für politische Theorie in Berkeley, sei eine meisterhafte Beweisführung dieses Satzes. Es ist ein hervorragend recherchiertes Buch, das sie 2009 veröffentlicht und für die jetzige, erstmals ins Deutsche übersetzte Neuauflage mit einem neuen Vorwort versehen hat. Es wurde also geschrieben vor dem Flüchtlings-Sommer 2015 in Europa und vor den US-Wahlen, man kann von einer gewissen Hellsichtigkeit sprechen.

Mehr Gewalt und Kriminalität

Brown zeigt, vor allem an den Beispielen der Grenzanlagen von Israel zu Palästina sowie von den USA zu Mexiko, dass durch solche Bauwerke hauptsächlich drei Dinge geschehen: Erstens: Mauern werden zu Zonen gewalttätiger Auseinandersetzungen und von Gesetzlosigkeit. Zweitens: Mauern helfen der «Untergrundindustrie», also denjenigen, die mit Menschen und Drogen Geld verdienen, weil die zusätzlichen Hürden die Preise hochtreiben. Drittens: Die Feindseligkeit zwischen den Parteien nimmt zu. Mauern, schreibt Brown, «verstärken die Gewalt und die Kriminalität, die sie fernzuhalten behaupten, und erzeugen daher (...) das Bedürfnis nach mehr Befestigung und Polizierung». Ein Teufelskreis. Im Buch wird ein Mitarbeiter der amerikanischen Polizei- und Zollbehörde zitiert: «Es ist, wie wenn man einen Ballon zusammendrückt. Die Luft muss irgendwo hin.» «Sie» kommen also ohnehin, da hilft keine Mauer.

Mauern sind vor allem politische Theatralik. Sie inszenieren «eine Souveränität, die sie selbst untergraben». In der Tat wird der Nationalstaat, der nach dem Westfälischen Frieden 1648 seinen



Israeli blicken auf Gaza – Grenzanlagen verändern auch das Leben der Menschen, die innerhalb von Mauern oder Zäunen leben.

AMIR COHEN / REUTERS

weltweiten Siegeszug antrat, heute unterspült. Die lebendige Demokratie, für uns Schweizer eine Selbstverständlichkeit, ist in einem jahrzehntelangen Prozess abgebaut worden. Die Eliten haben vielerlei demokratische Rechte an supranationale Institutionen delegiert, und in den meisten Ländern dürfen die Wähler höchstens alle vier Jahre ihr Kreuzchen auf einem Zettel machen. Und damit hat es sich mit der Mitbestimmung des Plebs. Übernommen hat die Globalisierung, welche mit dem ihr inhärenten Drang zum Grenzenlosen die nationale Politik zum Statisten zu degradieren droht.

Warum aber erleben Mauern eine solche Hochkonjunktur, wenn sie doch alles nur noch schlimmer machen? Was ist los, wenn ein republikanischer Senator wie John McCain so einen Satz sagt:

«Ich glaube, der Zaun ist am ineffektivsten. Aber ich würde den verdammten Zaun bauen, wenn man nach ihm verlangt.» Warum also das ganze Theater? Weil Mauern Potenz und Schutz suggerieren, und das in einer entgrenzten Weltordnung, in der sich der Einzelne zunehmend seiner Identität und seiner Sicherheit beraubt sowie gleichzeitig «transnationaler Gewalt und globalen ökonomischen Wandlungsprozessen» ausgesetzt sieht. Es sind diese Faktoren, die wesentlich zur Wahl Trumps geführt haben – auch weil die Linke keine andere Antwort als ein stupides «Njet» auf diese Dynamiken gefunden hat.

Natürlich sind Mauern nicht neu, sondern ein bekanntes historisches Phänomen – und schon immer reichte ihre Bedeutung über den Stein, das Holz oder den Beton, mit dem sie gebildet wurden,

hinaus. Mauern definieren auch diejenigen, die innerhalb von ihnen leben. Oder wie Wendy Brown fragt: «Ab wann wird die Festung zum Zuchthaus?» Kurz gesagt: Gesellschaften, die sich einschliessen, das zeigt die Geschichte, sind eine bedrohte Spezies.

Überwinden oder untergehen

Man könnte sagen, dieses Buch sei in den Alternativen zu den Festungsanlagen zu kurzatmig, aber diese Kritik griffe ins Leere. Wenn man dem Buch etwas vorwerfen kann, dann ist es seine gelegentliche Redundanz und ein allzu opulenter Gebrauch einer entrückten sozialwissenschaftlichen Ausdrucksweise. Aber im Übrigen ist Brown als Wissenschaftlerin für den Entwurf einer anderen Weltordnung nicht zuständig,

sie hat nur, und bitte so scharf wie möglich, zu analysieren. Immerhin schreibt sie, wie es, in der Theorie, sein sollte: «Eine gefestigte und intakte staatliche Souveränität (...) wirkt ordnend durch ihre strukturierende und allgegenwärtige Präsenz, durch das Charisma der Souveränität und vor allem durch die Verschmelzung von Nation, Staat und Souverän.» Der Leser bleibt jedenfalls mit der ernüchternden (oder, je nach Temperament, anspornenden) Erkenntnis zurück: Wenn es die Menschheit nicht schafft, ihre Mauern zu überwinden, ist sie dem Untergang geweiht.

Wendy Brown: Mauern. Die neue Abschottung und der Niedergang der Souveränität. Aus dem Amerikanischen von Frank Lachmann. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2018. 260 S., Fr. 42.90.

Mit dem Blick des Arztes

Er ist Mediziner und eine der wichtigsten Stimmen der russischen Literatur. Maxim Ossipow schildert nüchtern das Leben in der Provinz

ULRICH M. SCHMID

In Russland bewegt sich das Leben hart an der Grenze zum Tod. Gestorben wird an den Folgen von Alkoholmissbrauch, Tuberkulose, Schlagereien und Verbrechen. Wahrscheinlich gibt es aufgrund der prominenten Präsenz des Todes im Leben eine enge Verbindung zwischen der Medizin und der Literatur. Sowohl der Arzt als auch der Schriftsteller untersuchen die prekären Rahmenbedingungen des Lebens: Für die Medizin steht der Körper im Vordergrund, für die Literatur die Seele.

Bisweilen gibt es den Glücksfall, dass Arzt und Schriftsteller eine Person sind. In Russland ist Anton Tschechow der berühmteste Vertreter einer solchen Personallunion. Auch der Kardiologe Maxim Ossipow (geb. 1963), der im Krankenhaus von Tarussa (150 Kilometer südlich von Moskau) arbeitet, stellt in seiner nüchternen Prosa dem Leben in der rus-

sischen Provinz eine Diagnose. Seine erste Buchpublikation im Jahr 2005 war allerdings ein Lehrbuch über Echokardiologie. Seit 2007 veröffentlicht er seine Erzählungen in der renommierten Literaturzeitschrift «Das Banner». Mittlerweile hat er fünf Prosa-Sammelbände vorgelegt, die mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurden.

Ein Mörder im Abteil

Sein erster deutschsprachiger Erzählband (in der glänzenden Übersetzung von Birgit Veit) zeigt Maxim Ossipow auf der Höhe seiner schriftstellerischen Fähigkeiten. Die einzelnen Texte sind exquisite Charakterstudien und präzise Milieuschilderungen: Meisterhaft skizziert Ossipow die rastlose Bewusstseinsarbeit eines Zugreisenden, der mit einem Mörder im selben Schlafwagenabteil zu liegen glaubt. In einer anderen Erzählung geht es um den kritischen

Zustand einer Gebärenden, die mit einer Herz-Lungen-Maschine am Leben gehalten werden muss – auch wenn der Strom im Provinzspital immer wieder ausfällt.

Eine Katastrophe

Das anspruchsvollste Prosastück im Sammelband ist der Kurzroman «Bergarbeitersiedlung Ewigkeit». Ossipow gelingt es hier, verschiedene Erzählstränge auf kunstvolle Weise miteinander zu verschränken. Der Erzähler ist ein einsamer Dramaturg, den es in eine entlegene Bergarbeitersiedlung verschlagen hat. Als einzige Kulturinstitution gibt es in dem Nest ein Theater. Nicht nur die Zuschauer, sondern auch die Angestellten bewegen sich in einem beengten Raum, der wiederum von der endlosen Weite des russischen Nordens umgeben ist.

Es kommt zur Katastrophe: Der Theaterdirektor erschiess in einem

Eifersuchtsanfall auf der Bühne einen ehemaligen Zirkusartisten, der jeweils die attraktiven Männerrollen spielt und mit der schönen schauspielernden Ehefrau des Direktors ein Verhältnis hat. Das Theater wird nach der Mordtat geschlossen, die Belegschaft muss in die nächstgelegene Kreisstadt zurückkehren. Nun rückt das Schicksal der Ehefrau in den Vordergrund: Sie wollte immer Kinder, ihr Gatte nicht. Sie bemerkt, dass ihr Liebhaber sie geschwängert hat. Nachdem ihr ein orthodoxer Geistlicher die Hölle heissgemacht hat, treibt sie das Kind aber ab – nur um der Kirche eins auszuwischen.

Selbsttäuschungsstrategien

Der Erzähler lässt sich in Tarussa nieder – damit wird deutlich, dass sich Ossipow selbst in der Person des Dramaturgen spiegelt: Der Theatermann inszeniert nicht so sehr Lebensschicksale auf der

Bühne, sondern wird selber zur Figur in einem Welttheater mit verrückten Handlungsabläufen, die sich ein Autor nie ausdenken könnte.

Maxim Ossipow gehört bereits jetzt zu den wichtigsten Stimmen der russischen Gegenwartsliteratur. Nicht nur seine prominente Position als schreibender Arzt hat die Literaturkritik veranlasst, von einem «neuen Tschechow» zu sprechen. Ossipow teilt mit seinem berühmten Vorgänger auch das feine Sensorium für Selbsttäuschungsstrategien und Phantasieleistungen, die gerade in Grenzsituationen das menschliche Bewusstsein dominieren. Letztlich verkörpert Ossipow auch als Autor das Idealbild des helfenden Arztes, der einen leidenden Menschen auch im Angesicht des nahen Untergangs noch nicht aufgibt.

Maxim Ossipow: Nach der Ewigkeit. Aus dem Russischen von Birgit Veit. Hollitzer-Verlag, Wien 2018. 333 S., Fr. 37.90.